



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasiliens.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

17. Jahrgang.

Blumenau, im Juni 1924.

Nr. 6.

Sämtliche Zuschriften, die für den Christenboten bestimmt sind, sind jetzt zu richten an Pastor Goosmann, Baden-Baden.

Pfingsten.

Zu Pfingsten klangen die Glocken wohl über Feld und Wald.
Mein Herz fleht tieferschroden: O Geist des Lichts komm bald,
Es ist soviel des Dunkeln, das wartet auf den Schein,
O komm mit deinem Funkeln ins arme Leben ein
Die Liebe liegt und trauert, Hoh hält das Haupt empor
Das Falsche lockt und lauert und zügt wie Schlangen vor
Die Wahrheit will nichts wagen, die blanke Lüge prahlt
Und alles Herzenssagen wird schimmernd angemalt,
Von außen wimmeln Lärm, das wirbelt alles fort,
Von innen kein Erwärmen und kein umschirmter Port
Und hundert eitle Sachen von allen Enden her,
umstürmen uns und machen das Herz so bitter schwer,
Wohl gehn viel fühne Schwingen im hellen Lüftebraus
Doch feinem will's gelingen zum: Uebersichthinaus
Es ist so viel gebunden: Soviel was tot und kalt
Lich flehen tausend Wunden: O heilger Geist komm bald!

Titus 3, 6 und 7. Gott hat den heiligen Geist reichlich über uns ausgegossen durch Jesum Christum, unsren Heiland, auf daß wir durch desselben Gnade gerecht und Erben seien des ewigen Lebens nach der Hoffnung.

Ueber den Gegensatz von Geist und Fleisch kommt keine Selbsterlösungsllehre der Weisen dieser Welt hinweg. Doch so sicher und siegesgewiß mag der natürliche Mensch diese Welt sich zum Paradies gestalten wollen, es ist ein unmögliches Beginnen. Alles, was wir im Leben wollen und begehrten, kann uns zufallen und doch ist es für uns nicht der Weisheit letzter Schluß, wenn keine Freudigkeit unser Herz erfüllt. Ja, wir fühlen in einigen Stunden die Aufgabe unseres Daseins, Menschen zu werden, die vor Gott bestehen können und es bleibt doch alles beim Alten. Zwei Seelen wohnen in unserer Brust, die eine fleischlich gerichtet zieht uns immer wieder hinauf in die Finsternis der Hölle, zu der Erde mit ihrer Vergänglichkeit und Schuld es ist die Begierde des Ichs, das alles genießen will. Der Geist sollte über das arme schwache Fleisch herrschen und doch wie viele Niederlagen des Geistes in unserem Leben, an dem wir leben. Und doch ist die Erkenntnis unserer Ohnmacht die Schwäche des persönlichen Ichs, die Voraussetzung für das Kommen des göttlichen Geistes. Doch ist die Betrübnis und Erfordernis über die eigene Unzulänglichkeit schändlicher als alles sich vergötternde Herrenmenschentum. Aus jenen Stunden der Selbstanslage und Zerrissenheit führt der fröhlicher und mutigem Weiterwandern: Der heilige Geist ist der Geist der Wahrheit, der in Gottes Wort uns den Hasseln und lieben lehrt, von dem unser Textwort spricht, Gott sei Dank ihm ist ja an uns garantiert mit seiner Gnade: Jesu-

Christus. Nicht die Gerechtigkeit des Ichs oder das überfließende Verdienst eines großen Menschen können uns aus der Trautigkeit zur Fröhlichkeit führen, sondern der Geist des gerechten Gottes. Denn er straft uns mit der Vernichtung der fleischlichen Gesinnung unseres Wesens und will Wohnung bei uns haben als der Wegbereiter zur Ewigkeit. Er leitet uns in alle Wahrheit und führt uns zu dem Fürsten der Wahrheit, der von sich sagen konnte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben: Jesus Christus. Alle Furcht und Angst tilgt er aus unserem Leben, keine quälende Frage mehr, wie friege ich einen gnädigen Gott, durch Christi Gnade dürfen wir im Gericht Gottes gerecht werden. Gottes Geist lehrt uns jenen kostlichen Trost: Ich glaube an die Vergebung der Sünden. Er macht uns lachend und fröhlichen Mut's, denn wir glauben in dieser Zeit und Vergänglichkeit an eine Auferstehung des Fleisches. Mutig und tapfer, hoffnungsfreudig und siegesgewiß ziehen wir unsere Strafe, wenn auch sich viele von uns kehren, wir erstreben eine Gemeinschaft der Heiligen durch den heiligen Geist. Ja, reichlich hat Jesus den verheilten Tröster auf diese arme Erde gesandt und hat seine Bekänner nicht verwiesen lassen. Liebe Freunde, Geist spüren wir auch in unseren Tagen. Doch was man Geist der Zeiten heißt, ist gewöhnlich der Herren eigener Geist. Geist der gemeinen Gewalt, die alles vernichten will, Geist des Irdisch-gerichtselstein, der nur Geld und nochmals Geld kennt, nach ihm alles bewertet und der Feind alles göttlichen, heiligen Geistes ist. Geist, der rücksichtslos genießen will und keine sittliche Verpflichtung mehr kennt, Geist der Lüge und des Betruges, der mit jenem Körnchen Wahrheit sich so gut ausnimmt. Kurz, liebe Freunde, Geist der Welt, aus der Finsternis geboren, ein Kind des Satans. Wir Christen aber beten: O komm du heiliger Geist in unser Leben und öffne die Herzen, die sich öffnen wollen, damit sie sich der Gnade unseres Heiland vergewissern.

Geist des Glaubens, Geist der Stärke,
Des Gehorsams und der Zucht
Schöpfer aller Gotteswerke,
Träger aller Himmelsfrucht
Geist, du Geist der heilgen Männer,
Kön'ge und Prophetenschar
Der Apostel und Bekänner,
Auch bei uns ward offenbar.

Goosmann.

Ein neues Lutherbuch.

Von Pfarrer Goosmann.

Dolls gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte sind bereits in 2. und 3. Auflage erschienen und werden jedem Bedarf bei ernstlichem Studium höchste Achtung abnötigen. Dieses Werk bedeutet einen Wendeknot in der Lutherschaffung; grundsätzlich ist jede rein dogmatische Darstellung vermieden, die bis-

graphisch die Entwicklung ihres Helden verfolgt. Was hat Luther dem evangelischen Christen der Gegenwart zu sagen? Stellt etwa der „Wittenberger Mönch“ noch so in den Ideen des Mittelalters, daß nur schwer das absolut Neue seiner Sendung kristallisiert werden kann (Trötsch)? War er überhaupt ein folgerichtig vorgehender Systematisierer und bilden seine Gedanken eine Einheit? Ist nicht die soziologische Leistung seines Werkes — vacat und haben dann die calvinistischen Kirchenbildungen eine größere Kulturbedeutung (Trötsch)? Bedeutet nicht seine Stellung zu den Täufern einen Bruch mit seiner sonstigen reformatorischen Gedankenwelt? Wer konnte diese Fragen so grundsätzlich beantworten als Holl, in dem sich Historiker, Theologe, Philosoph auf das Glücklichste vereinigen! Darum wird sein Werk ein Markstein in der Geschichte der Lutherforschung bedeuten, weil hier höchste systematische Erfassung der Weltbedeutung der Reformation mit intensivster Ausbeutung der Quellen verbunden ist. Er schreibt keinen Sac nieder, den er nicht quellenmäßig beweisen kann, und hält sich so frei von allen Konstruktionen, die in der jetzt üblichen „soziologischen“ Methode beliebt sind, weil diese ohne Generalisieren nicht auskommen kann.

Der erste Aufsatz beantwortet die Frage: „Was verstand Luther unter Religion?“ (Entstanden bei der Reformationsfeier der Universität Berlin am 31. Oktober 1917.) Nach eingehender Darstellung der religiösen Gedankenwelt des mittelalterlichen Katholizismus, wird Luthers Gottesbegriff beschrieben. Der Mensch kann durch keine Leistung das erfüllen, was Gott — wenn er gerecht ist — unbedingt fordern muß. Nicht durch Übungen und persönliche Leistungen kann die Versöhnung mit Gott gewonnen werden, wenn nicht der Mensch im Anschluß an Paulus zu der Erkenntnis kommt: Gott will mich als Sünder, weil er in diesem Ernstmachen des Menschen mit der göttlichen Gerechtigkeit schon das Ende dieses Weges sieht. Damit spricht Gott — ein Urteil, das der Mensch nie selbst gewinnen kann — schon gerecht, ohne daß die göttliche Heiligkeit verletzt wird. Nicht also um das größtmögliche Glück des Menschen handelt es sich, sondern um das Gewissen, das die Pflicht zum Unbedingten erkennt und doch nicht erfüllen kann. Gerade dadurch wird der Mensch der Vergebung gewiß und kann in der Gemeinschaft mit anderen Christen sich berühren.

Der zweite Aufsatz behandelt: Die Rechtfertigungslehre in Luthers Vorlesung über den Römerbrief mit besonderer Rücksicht auf die Frage der Heilsgewissheit. In dem Streit um theozentrische oder anthropozentrische Theologie ist zu beachten, daß die Rechtfertigungslehre Luthers sowohl vom Menschen als auch von Gott aus gedacht ist. Gott rechtfertigt „den durch ihn zum wirklich Gerechten umgeschaffenen“, d. h. Gott denkt sein Werk zu Ende und empfindet die innere Notwendigkeit, einen Glaubenden, der noch Sünder ist, umzubilden. Durch diese Darstellung ist die Ritschliche Behauptung vom archaischen und synthetischen Urteil erledigt. Eine unbedingte Gewissheit gibt es für den jungen Luther noch nicht, sondern trotz möglicher Verwerfung soll der Mensch die Gemeinschaft mit Gott suchen.

Der dritte Aufsatz behandelt den Neubau der Sittlichkeit. In der Psalmenvorlesung von 1513/15 tritt schon die neue Auffassung des Sittlichen klar zu Tage. Die Erweiterung der sittlichen Verpflichtung des Menschen durch die Glückseligkeitslehre wie sie die Scholastik gefördert hat, wird beseitigt und das Sittliche des Neuen Testaments als ein unbedingtes Soll tritt an die Stelle. Gott will uns ganz haben, und jeder Gedanke des Menschen am Glück oder Vorteil stört die Gemeinschaft. Die gesamte Willenskraft des Menschen muß auf Gott gerichtet sein. Der Gedanke des allgemeinen Priestertums läßt auch die Gottesgewissheit und persönliche Freiheit hervortreten, jene Freiheit, die sich bis zum pecca fortiter wagt. Seit 1521 kommen auch die Fragen des Staates und der Gesellschaft zur Geltung. Nicht von der lex naturae aus, wie Trötsch behauptet, sondern vom Gemeinschaftsgedanken entwickelt Luther die irdischen Ordnungen. Luthers Lehre von der Sittlichkeit ist nicht ein Bruchstück seiner Theologie sondern eine Sittlichkeit, die bis zum letzten Punkt rein religiös fundiert ist. Glänzend ist in diesem Aufsatz die rein ökonomisch eingestellte Weltanschauung widerlegt und die hervorragende Bedeutung der evangelischen Sittlichkeit gegenüber der heute so viel geprägten angloamerikanischen Gedankenwelt.

Die vierte Abhandlung behandelt: Die Entstehung von Luthers Kirchenbegriff und geht von der Psalmenvorlesung von 1513/15 aus. Luthers Unterscheidung einer sichtbaren und

unsichtbaren Kirche ist auch am Wort orientiert. Das Wort wird einmal am jüngsten Tage die Geister scheiden; die aber vom Wort innerlich erfaßt sind, gehören zur unsichtbaren Kirche. Auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse war nur eine Volkskirche möglich, in der Gläubige und Ungläubige sind. Das Ziel dieser Kirche muß aber eine Bekenniskirche sein; unsittlich ist jede Vereinzelung, denn nur in der Gemeinschaft mit anderen ist wahre Frömmigkeit möglich.

Ergänzung zum vierten Aufsatz ist der fünfte: Luther und das landesherrliche Kirchenregiment. Luther hat ursprünglich jeden Eingriff der Obrigkeit in Glaubensdinge als ungehörig empfunden; aber schließlich mußte er doch die Errichtung der „Notbischofe“ dulden und sie als praecipua membra ecclesiae gestatten. Aus diesem Notstand ist später eine dauernde Einrichtung geworden, nicht immer zum Segen der Kirche. Staat und Kirche bleiben trotzdem im Gegensatz zu Zwingli für Luther grundsätzlich geschieden, ja er kann sich auch unter einer heidnischen Obrigkeit ein Wachsen der Kirchen denken. Hätte Luther unsere brasilianischen Kirchenverhältnisse gesehen, dann wäre er wohl auch dafür gewesen, daß ein Kirchenregiment mit einem summus episcopus noch immer vorteilhafter ist als eine rein demokratische Verwaltung, in der die Ignoranten und Intriganten oft die erste Geige spielen wollen.

Der Aufsatz „Luthers Urteile über sich selbst“ ist eine Verteidigung gegen Grisar und Denifle und stellt die Eigenart evangelischen Selbstbewußtseins dar. Luther hat damit eine neue Form der Selbstempfindung begründet, die im Gegensatz steht gegenüber der unbedingten Selbstverwerfung des Mönchs und der unbedingten Selbstbejahung des Kraftmenschen der Renaissance und die letztlich auch wieder auf Paulus zurückgeht: sich zugleich vor Gott als Nichts zu fühlen und sich doch törlisch in Gott zu rühmen.

Der folgende Aufsatz „Luther und die Schwärmer“ ist von Holl in die neue Auflage eingefügt nach einem Vortrag, den er in Wittenberg am 6. März 1922 zur Feier des Gedenktages der Rüdtlehr Luthers von der Wartburg gehalten hat. Haben nicht die Täufer und Spiritualisten mehr zum religiösen und kulturellen Fortschritt beigetragen als das Luthertum? (Trötsch.) Hier führt nun Holl den quellenmäßigen Nachweis daß die Sektanten in allen Gedanken von Luther abhängig sind und das von ihm Erreichte radikal durchführen wollen. Hier finden wir auch eine glänzende Darstellung der Gedankenwelt Müntzers ohne den sonst üblichen demagogisch-sozialistischen Einschlag. Müntzers eigentümliche Kreuzesmystik und sein Sprung vom Wort auf das erlebte Ich tritt klar zu Tage. Der Ausblick erweitert sich auf die englische Revolution und die Gedankenwelt von George Fox. Ja, das Schwärmerthum der Gegenwart, der zur Mode gewordene Tolstoi und Dostojewski, findet Beachtung, nicht zuletzt die religiös Radikalen Barth und Gogarten, die keinen Persönlichkeitsinhalt mehr im Gottesbegriff kennen, und Paul Tillich mit seinem Einbruch des Unbedingten ins Bedingte.

Der vorletzte Aufsatz handelt von der Kulturbedeutung, der Reformation und der letzte: Luthers Bedeutung für den Fortschritt der Musikerkunst.

Es ist ein ungewöhnlich gedankenreiches Buch, das den Ertrag einer Jahrzehnte langen Fortschrittsarbeit bedeutet und mehr als alle übliche Lutherliteratur seinen Weg machen wird. So umfassend und gründlich ist noch nicht alles in einem Werk behandelt worden wie bei Holl. Nie hat er den Blick für die Gegenwart verloren, und in der Beziehung vom Leben und gründlichster Quellenforschung und Deutung bleibt sein Buch ein Meisterwerk. Wir aber hoffen, daß bald ein zweiter Band uns Führer durch die alte Kirchengeschichte wird. Sein „Augustins innere Entwicklung“ bildet ein Glied dazu. Wer sich mit Luther ernstlich beschäftigt, darf nicht ungestraft Holls Lutherbuch beiseite lassen, das bei J. C. B. Mohr, Tübingen, erschienen ist. 2. und 3. Auflage 1923, gebunden 15 Goldmark.

Bergeltung und Versöhnung.

(Schluß.)

Eine Probe aus der Schrift „Slave oder Herr?“ von Prof. D. E. Tanner.

Im Zusammenhang damit steht nun auch das Mysterium des Opfers Christi. Hier gilt es nicht darüber zu hinnehmen und grübeln, es ist eben doch ein Mysterium der sittlich-geistigen Welt. Wer dies können wie verstehen: auch die vergebende

Gnade muß ein Symbol und eine gewisse Ordnung haben, um nicht der Willkür preisgegeben zu sein. Ihr Symbol ist der Opferod Christi, ihre Ordnung der Glaube daran. Gott vergibt dem Menschen die Schuld, die er mit seiner Tat deshalb begangen hat, weil er durch sie die heilige Liebe Gottes verlebt hat, dann, wenn er sich im Glauben das Opfer Christi angemessen hat. Es muß aber auch eine wirkliche Aneigung gezeigt werden. Dies zeigt sich in der Gesinnungsänderung. Ohne diese ist der Glaube eitel und unwahr, und die Schuld bleibt bei Gott bestehen, der Mensch geht sittlich verloren, weil er nicht anders will. So ist also der rechte Glaube eine aufbauende sittliche Tat, welche den Menschen tief innerlich besetzt, und gerade deshalb kann mit ihm jene sittlich-zerstörende Tat, die Verlezung des göttlichen Willens, ausgelöscht werden, können die alten Beziehungen des Menschen zu Gott wiederhergestellt werden.

So liegt denn also die Sache folgendermaßen: die Sünde kann vergeben werden, aber ihre Folgen muß jeder selbst tragen, sie können nach dem Vergeltungsgesetz nicht erlassen werden. Sie sind die Strafe, die unerbittlich und ebenso gesetzmäßig ist wie der Lohn als Folge der guten Tat. — Wenn ein Sohn gegen den Willen und das ausdrückliche Gebot des Vaters gefehlt hat, so handelt es sich dabei um ein Doppeltes, einmal um die Tat als solche, sodann darum, daß sie gegen den ausdrücklichen Willen und Befehl des Vaters gerichtet war, und dies ist eine Sache für sich, der Sohn muß die Folgen der Tat tragen, d. h. Strafe erleiden. Der Vater darf von einer solchen aus pädagogischen Gründen gar nicht abschaffen, weil er damit Gefahr läuft den Leichtsinn des Sohnes groß zu ziehen. Wie oft zeigt sich dies in der Tat bei schwächer, nachsichtiger Erziehung! Mit der Strafe ist dem einen Genüge getan, aber nicht dem andern, der Verlezung des väterlichen Willens. Diese kann nur dadurch aus der Welt geschafft werden, daß der Vater dem Sohn vergibt, — und dies kann dann auch der strengste Vater unbeschadet seiner Würde tun. Daß sich der Sohn diese Vergebung wirklich angemessen hat, beweist er durch Gesinnungsänderung. Wäre aber trotz der erlittenen Strafe die Versöhnung mit dem Vater nicht erfolgt, sagten wir, weil der Vater vorher gestorben ist, so wird dies auch dann im Herzen des Sohnes einen Stachel hinterlassen, wenn er die Tat wieder gutgemacht hat, ein deutlicher Beweis dafür, daß hier eben noch etwas andres vorlag als die Tat an sich, und daß dies zweite dadurch, daß der Sohn die Folgen der Tat auf sich nahm, noch nicht aus der Welt geschafft werden konnte. Die Versöhnung mit dem Vater ist also eine Sache für sich.

Dieses Beispiel wird unser Problem nach allen Richtungen klären. Es zeigt uns aber auch den Grund, weshalb es so sein muß. Besteht doch auch gerade zwischen Gott und uns daselbe Vater-Kind-Verhältnis. Haben wir mit unsrer bösen Tat doch nicht nur das Sittengesetz des strengen Gesetzgebers übertraten, sondern auch die Liebe unseres Vaters verletzt. Dies sind Dinge für sich; denn der Gesetzgeber brauchte ja gar nicht zugleich der „Vater“ zu sein. Dem Gezeuge gegenüber könnte mit der Bestrafung genug getan sein, dem Vater gegenüber aber nicht; denn gerade dem, nicht aber dem Gesetzgeber gegenüber, fühlt man das persönlich Verletzende der Tat, welches dringend eine „Versöhnung“ fordert. So versteht man dann auch, daß gerade die christliche Lehre von Gott als Vater die Lehre von der Versöhnung nach sich zieht, und zwar als ein Ereignis, das sich nicht wie die Strafe in der kosmischen Welt, sondern ganz persönlich, d. h. innerlich in der Geisteswelt vollzieht.

Daß es nun wirklich gar nicht anders sein kann, wird sich an einem ganz bestimmten Beispiel zeigen. Eine gewisse Gruppe von Vergehnissen bezieht sich auf unsrer Verhalten zur kosmischen Welt und hier muß sich dann die Sache besonders klar zeigen, weil die Folgen der Tat (die „Strafe“) deutlich vor Augen liegen können, während sie sich in andern Fällen vor den andern, ja wohl auch vor dem eigenen Bewußtsein verborgen. Nehmen wir also einmal an, es habe jemand sich irgendwelche sittliche Verfehlungen zuschulden kommen lassen, welche ein unheilbares, mit dem Tod endendes körperliches Siechtum nach sich ziehen. Nun erkennt er seine Schuld und fühlt nicht nur seine Tat als gegen ein kosmisches Gesetz, sondern auch gegen die Liebe seines Gottes und Vaters gerichtet, dann wird er wohl geduldig die kosmischen Folgen seiner Tat, sein Siechtum, auf sich nehmen, und auch Gott kann und wird um dieser „Strafe“ nichts ändern. Aber der Stachel im Gewissen des Betreffenden bleibt dabei trotz seinem Gold-

bestehen. Dies ändert sich erst, wenn er sich mit Gott versöhnt weiß. Die Gewähr, daß er dies ist, bietet ihm das Opfer Christi, falls, er es sich im Glauben aneignet. Daß er dies wirklich getan hat, beweist er Gott durch seine Gesinnungsänderung. Dann erst wird in seine Seele Friede einfahren, der nun auch von dem fortschreitenden Leiden, d. h. dem „Strafvollzug“, der Vergeltung seiner Tat, gar nicht beeinträchtigt werden kann. Hier zeigt sich also deutlich, daß „Versöhnung“ und „Vergeltung“ zwei Parallelerscheinungen sind, die sich gegenseitig nicht aufheben.

Bei einer andern Gruppe von Taten ist dies nicht so klar, aber dabei um so deutlicher, wie zerstörend und verhängnisvoll der Glaube an Christi „Strafleiden“ werden kann. Wenn z. B. jemand einen andern an Geld und Gut geschädigt hat, so hat er dabei neben dieser Tat an sich auch noch ein Zweites begangen, eine Übertretung des von Gottes Liebe gegebenen Gesetzes. Wenn er nun auch nachträglich die Schuld bezahlt, so hat er damit doch nur getan, was er von vornherein hätte tun sollen, nämlich seine selbstverständliche Pflicht. Aber den Umstand, daß er mit seinem Verstoß auch das Gebot Gottes und dadurch auch ihn selbst, seinen Vater, verletzt hat, kann er mit Abtragen der Schuld, nein, kann er überhaupt nicht aus der Welt schaffen. Dies muß, wenn anders er eine sittliche Persönlichkeit ist, einen Stachel in seiner Seele zurücklassen (das Gewissen). Den kann nur der väterliche Gesetzgeber des Sittengesetzes vernichten durch Gnade. Und dazu ist eine neue sittliche Tat des Menschen nötig, der Glaube an das Opfer Christi. — Wenn nun aber der Betreffende meint, er tue mit diesem Glauben allein schon genug, mit ihm sei durch das Opfer Christi auch seine Tat selbst ausgelöscht und ihm die Strafe erlassen, und er tut nichts mehr weiter, keine Zahlung der Schuld, — dann ist er schlechter als der andre, der weder an Schuldzahlung noch Glauben denkt.

So fassen wir also zusammen: Eine wahrhaft sittliche Persönlichkeit kann weder durch Vergebung allein noch durch Abtragung einer Schuld als Vergeltung einer Tat beruhigt werden, sie fordert vielmehr beides. Diese hat der Mensch selbst zu leisten, jene dagegen leistet Gott unter Forderung von Glauben und Sinnesänderung. So ist also nicht nur der Gerechtigkeit und Heiligkeit, sondern auch der Liebe genug getan, sowohl der Notwendigkeit in der kosmisch-geistlichen Welt, wie auch der Freiheit in der sittlich-geistigen.

Es sei nun noch darauf hingewiesen, daß in dieser nicht kosmischen oder auch menschlich-juristischen, sondern rein göttlich-geistigen Fassung des Opfer-Mysteriums sich der wirkliche Sinn der Wörter erfüllt, welche Christus und seine Apostel in dieser Richtung gebrauchen, vor allem „Versöhnung“ und „Vergebung“, worüber dann doch kein Wort weiter zu verlieren ist; denn daß in ihnen durchaus nicht etwa der Strafelosigkeit liegt, ist klar. Es ist zuzugeben, daß man bei andern Ausdrücken schon eher daran denken kann; aber dann kann man doch stets auch ebenso gut die hier dargelegte Auffassung damit verbinden, folglich sprechen sie nicht gegen diese. Dahin gehören z. B. die Ausdrücke „Erlösung“ und das bildliche „Lösegeld“. Hierbei handelt es sich doch um die Erlösung von dem Druck, den der sittliche Mensch dauernd im Gewissen darüber fühlt, daß er seinen ihm väterlich liebenden Gott so schwer verletzt hat (und hauptsächlich um die Befreiung von der Macht der Sünde, des Teufels und des Todes. D. R.). Die Erlösung von der Strafe hat erst der feige, straf- und leidenscheue, also noch in der Materie versunkene Mensch hinzugedacht, um es bequemer und leichter zu haben.

Das Antlitz der Tat.

Von Karl Hesselbacher.

Eine ergreifende Geschichte las ich dieser Tage bei einem unserer deutschen deutschen Erzähler: Auf dem Leuchtturm mitten in der brüllenden See hausen zwei Wächter. Der Welter, ein stiller, pflichtgetreuer Mann, steht vor der Beförderung. Schon sieht er das weiße Häuschen, umgeben von einem Streifen Gartenland, in dem ihm ein bescheidenes Glück nach all den harten Jahren seiner schweren Arbeit erblühen soll — da trifft ihn wie ein Blitz die amtliche Nachricht, er sei der Mithilfe beim Küstenschmuggel verdächtigt. In ihm naigt und bohrt die Wut über den tüchtigen Angeber der ihn unmittelbar vor dem Ziel noch ins größte Unglück stürzen will. In furchtbarer Sturmacht entdeckt er, daß der boshafteste Alager — sein jüngerer Brudergenosse auf demselben Leuchtturm ist. Auch

sich vor Gram und Gross packt er sein Messer, um dem Lügner, der den alten Mann sein glückliches Plätzchen drunten auf dem Festlande hat abgewinnen wollen, die Waffe ins Herz zu stoßen. Aber riesige Wellenmassen schlagen am Turm empor. Es gilt, das Licht in der Höhe zu retten. Und während sie beide Muskeln und Nerven aufs äußerste anstrengen, reißen Sturm und Sturzwellen einen Teil der Plattform, auf der die beiden Wächter stehen, in den Abgrund, der Jüngere stürzt mit in die Tiefe. Als der Altere nach vollbrachter Arbeit hinuntersteigt, leuchtet seine Lampe einem Toten ins verzerrte Antlitz. Da reift's ihn auf die Knie: „Gott, ich bin nicht wert, daß ich dir danke. Das ist das Antlitz meiner Tat. So wollte ich's mit dem unglücklichen Menschen machen.“ Und als am anderen Morgen die Helfer vom Festland kommen und retten, da gibt er auf ihre Frage: „Das war wohl eine lange Nacht?“ die Antwort: „Nein, ein heller Morgen“. Das Antlitz seiner Tat hat ihm die Augen über sich selber geöffnet. Er kennt das Tier in seiner Brust und wird nicht zum zweitenmal ihm unterstehen.

Wer so immer das Antlitz seiner Tat sehen könnte! Viele Tränen blieben ungeweint und viele Herzen mühten nicht brechen. In vielen Häusern schaute uns nicht der trostlose Blick verzweifelter Frauen und hungernder Kinder entgegen! Auf vielen Grabsteinen stünde nicht die unsichtbare, aber dem Wissenden offenbare Schrift: „Durch eigene Schuld verdorben!“ Als wir Kinder waren, hat uns die Mutter manchmal, wenn wir im Zorn anfingen, unser selbst nicht mehr mächtig zu sein, an den Spiegel geführt, da sahen wir das häflich verzerrte Gesicht und bedeckten dann schamrot und weinend unsere Augen. Es war wie ein furchtbarer Schrecken über uns gekommen: „Bin ich das wirklich?“ Wir spürten, das ist eine Verwandlung, in der alles Gute und Liebe erstickt ist. Wer uns doch jetzt noch gleich den Spiegel vorhalten könnte, wenn wir anfangen, seitab zu gehen. Das ist ja der Fluch der Sünde, daß sie „anfangs zwar auf blumige Auen führt“; wir merken's gar nicht, wie ein Stück des göttlichen Gewandes ums andere von unserer Seele abfällt und der schmückige Ritter des Gemeinen uns zu umhüllen beginnt. „Allein ihr Fortgang bringt Gefahr, das Ende Nacht und Grauen.“ Ja, wenn wir gleich mit vollem klaren Blick beim ersten Schritt ins Dunkel das Ende voll Nacht und Grauen sähen! Wenn das Mädchen, über das ich heute berichten mußte: „Unrettbar ins Verderben gesunken!“ dieses Bild gesehen hätte an dem ersten Schultag, an dem es sein Zeugnisheft fälschte und seiner Mutter die Handarbeit einer Kameradin als eigenes Werk vorlegte, um seine Faulheit zu bemanteln! Wenn es sich damals gesehen hätte, frech und höhnisch ohne Grußwort an der eigenen Mutter auf der Straße vorübergehen, am Arm eines verkommenen Burschen, dem Schützer und Peniger ihres jammervollen Lebens! Es hätte die Hände erhoben und gerufen: „Niemals, niemals wieder!“

Ich las einmal das tiefelige Wort: „Der schlimmste Fluch der Menschenwelt ist die Gedankenlosigkeit.“ Darin liegt der tiefste Jammer der Menschenseele, daß sie keine Zeit und keine Kraft haben will, sich zu besinnen. Man lebt eben auch im inneren Leben viel zu leicht in den Tag hinein. Man lebt es nicht, mit unbeugsamer Entschlossenheit einem klaren Ziel entgegenzugehen. Es ist so unbequem, sich bei jedem Schritt fragen zu müssen: „Wohin führt er mich?“ Nicht umsonst hat einmal Jesus seinen Jünger mit einem Mann verglichen, der den Pflug erfaßt hat. Der Pflüger muß haarscharf geradeaus blicken. Ein einziges Seitwärtsschauen, eine einzige gedankenlose Minute bringt ihn ums Ziel. Die Furcht wird trumm, und die halbe Arbeit ist umsonst getan. Drum blicke ins Antlitz deiner Tat!

Oder meint ihr, ich wolle euch damit auffordern, euch jeden Tag alle möglichen Schreckensbilder vorzumalen? Läßt ihr über diese „kindliche Weltbetrachtung“, die alle Menschen in die zwei Klassen der Teufel und Engel einteilt und vergibt, daß „ein bösen Teufel“ und „ein bösen Engel“ in jedem Menschen wohnt? Wollt ihr mich belehren, daß keiner von uns sich durch das Vorhalten von Schreckensbildern von seiner Manier zu leben, abhalten läßt, sondern im Gegenteil abwehrt: „So weit kann's bei mir niemals kommen. Bitte, übertreibe nicht!“ Nun dann, so betrachte die Sache von der anderen Seite! Sehet den Fall, der Priester und der Levit hätten den Genesenden in der Herberge gesehen, mit glücklichem Lächeln dem neuen Morgen entgegenschauend, mit jubelndem Herzen seinem Netter dankend, stellte euch vor, sie hätten ihr zurückgelehrt sehen zu seiner Familie, von den Freudentränen

seines Weibes begrüßt, von seiner Kinderschär umringt — glaubt ihr, sie hätten es fertig gebracht, vorüberzugehen an dem halbtoten, blutenden Menschen? „Das Antlitz der Tat“ hätte „das bösen Engel“ in ihnen zur alles beherrschenden Kraft gemacht, statt daß „das bösen Teufel“ Trägheit und Angst sie besiegt hätte. Ja, gewiß liegt es nicht am Ausmalen der schrecklichen Folgen alles Leichtsinns. Aber es liegt an dem Blick auf das Leuchtende und Befreiende eines Lebens, daß in Gott seine Kraft und Freude gefunden hat. Das ist das „wahre Antlitz der Tat“, das uns aufwärts hebt.

Ihr kennt ras Dichterwort:

„Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll — Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll!“

Darum werdet ihr des Psalisten Gebet verstehen: „Weile mir, Herr, deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit.“ Und so wollen wir Gott bitten, daß er uns zeige „Das Antlitz der Tat“ in seinem Namen!

Die Konkordatsfrage.

Aus bayerischen katholischen Kreisen wird dem „Tag“ geschrieben:

Nach langem Dornröschenschlaf ist die Konkordatsfrage gelöst worden. Den Anstoß hierzu hat ein Artikel des in Vaticano wohlbewanderten Freiherrn von Cramer-Klett gegeben. Ein starker Misstrauß über die ständige Verschleppung des Konkordatsabschlusses, der zweifellos in kirchlichen Kreisen geteilt wurde, sprach aus diesen bemerkenswerten Zeilen.

Nach zwei Richtungen hin ist das bayerische Konkordat von größter Bedeutung: für Bayern liegt in dem Sonderabschluß eines Staatsvertrages mit einer fremden Macht die außenpolitische Anerkennung seiner Eigenstaatlichkeit, ein Gesichtspunkt, der gerade im Hinblick auf die in der bekannten bayerischen Denkschrift zum Ausdruck gelangten Wünsche nach größerer staatlicher Selbstständigung besondere Beachtung verdient. Außerdem soll das bayerische Konkordat das Muster abgeben für das in Aussicht genommene Reichskonkordat sowie für alle übrigen noch abzuschließenden Konkordate Europas. Das bayerische Konkordat darf also auch außerhalb der weißblauen Grenzpfähle auf starkes Interesse rechnen. Staat und Kirche sind gleichermaßen daran interessiert, daß nun endlich eine endgültige Regelung der strittigen Fragen und damit eine gewisse Stabilität in den staatskirchenrechtlichen Beziehungen eintritt. Kirchlicherseits bestand weiterhin aus obenerwähntem Grunde stets der begreifliche Wunsch, daß die übrigen Vertragsverhandlungen und -abschlüsse nicht unnötig verschleppt werden. Dazu kommt, daß schon vor längerer Zeit eine Reichsnuntiatur in Berlin errichtet worden ist, deren endgültige Uebernahme durch Nuntius Pacelli nicht erfolgen kann, solange er durch die Konkordatsverhandlungen in München festgehalten wurde. Aber noch aus einem dritten Grunde ist der Abschluß zu begrüßen: aus Rücksicht auf unsere evangelischen Mitchristen.

Die lange Dauer der Verhandlungen, das darf auf katholischer Seite nicht außer acht gelassen werden, hat unter den Evangelischen starke Beunruhigung hervorgerufen. Allerlei Vermutungen, die zwar jeder realen Unterlage entbehren, haben zu einer schon recht stark angewachsenen Legendenbildung geführt, die einem gedeihlichen Zusammenleben und Zusammenwirken der großen christlichen Konfessionen zweifellos abträglich ist. Man glaubt eine gewisse Uebervortheilung, ein Anwachsen der kirchlichen Macht zu Ungunsten der Evangelischen, eine Rückkehr zum mittelalterlichen Staatskirchentum befürchten zu müssen. Wie weitgehend werden wohl die kuriativen Ansprüche und Forderungen gesen, meint man auf dieser Seite, wenn selbst ein so kirchentreuer, überzeugter Katholik wie der derzeitige Kultusminister sich so langsam zum Abschluß entschließen konnte? Und dann, welche schweren finanziellen Lasten sollen offenbar der Allgemeinheit für katholisch-kirchliche Zwecke aufgebürdet werden, nachdem doch bereits das alte Konkordat als ein Aequivalent für die der Kirche durch die Säkularisation entzogenen Güter und Rechte angesehen wurde? Man weiß, daß die katholische Kirche niemals auf diese Rechtsansprüche verzichtet und die Neuregelung mit stillschweigend hingegommen hat. Vor allem aber diese lange Geheimnistümlichkeit! Ist doch während der ganzen langen Verhandlungsdauer auch nicht ein Tota von dem Konkordatsinhalt durchgesickert? Was ging Geheimnisvolles hinter den verschloßenen Türen vor? Warum diese Schen vor dem Lichte der

Deffentlichkeit, wenn es überhaupt mit rechten Dingen zugeht? Dazu kommt eine gewisse Unkenntnis von dem Wesen eines Konkordats und der in Frage kommenden Rechtsmaterien, die eine gewisse Unsicherheit, ein gewisses Misstrauen erzeugen.

Zur Klarstellung all dieser Meinungen und Kombinationen ist, auch ohne Kenntnis des Konkordatsinhalts, folgendes zu sagen:

Ein Konkordat ist ein völkerrechtlicher Vertrag zwischen einem Staat und der Kirche. Die überwiegende Mehrzahl der Kirchenrechtslehrer, aber auch der Vatikan selber, vertreten diese Auffassung. Die Privilegientheorie, wie sie vom Standpunkt des Staates aus von protestantischer, vom Standpunkt der aus von jesuitischer Seite vertreten wurde, darf als überwunden angesehen werden. Dafür spricht kirchlicherseits die Sonderstellung, die das Konkordat im neuen Kirchenrechtsbuch (Codex juris canonici) einnimmt. Es hätte sonst folgerichtig unter die Privilegien eingereiht werden müssen. Dafür spricht auch die Tatsache, daß in den amtlichen kirchlichen Verlautbarungen immer nur von „Verträgen“ die Rede ist. Damit ist aber zugleich anerkannt, daß sich beim Konkordatsabschluß Staat und Kirche als gleichberechtigte Komponenten gegenüberstehen. Ein Uebergewicht der Kirche ist also schon von vornherein ausgeschaltet, aber auch eine Vorzugsstellung des Staates. Eine vertragliche Regelung zwischen Staat und Kirche ist aber notwendig, weil im heutigen Staatsrecht der Grundsatz der Trennung von Kirche und Staat durchweg zur Geltung gelangt ist. Die Rechtsphären von Staat und Kirche sind zwei sich schneidende Kreise. Diesejenigen Rechtsmaterien, die beiden Kreisen gemeinsam sind, können folgerichtig nur durch gegenseitige Vereinbarung geregelt werden. Die Notwendigkeit eines Neuabschlusses ergab sich durch die infolge der Revolution eingetretene Veränderung in den staatsrechtlichen Verhältnissen. Und in diesen veränderten staatsrechtlichen Verhältnissen lag auch zweifellos die Hauptchwierigkeit des Konkordatsabschlusses!

Im Konkordat von 1817 waren dem König von Bayern weitgehende Rechte und Besigkeiten eingeräumt worden. So bestimmte Art. IX, daß „Seiner Majestät dem König Maximilian Joseph und seinen katholischen Nachfolgern durch apostolische Briefe, welche sogleich nach der Ratifikation ausgefertigt werden sollen, auf ewige Zeiten das Indult verliehen wird, zu den erledigten erzbischöflichen und bischöflichen Stühlen im Königreiche Bayern würdige und taugliche Geistliche zu ernennen, welche die nach den kanonischen Sätzen dazu erforderlichen Eigenschaften besitzen. Denselben wird Seine Heiligkeit dem gewöhnlichen Termine die kanische Einsetzung erteilen.“ Auch bei der Ernennung der Päpste, Dekane an den Metropoliten- und bischöflichen Kirchen standen dem König weitgehende Rechte zu. Auf die sogenannten königlichen Pfarrreien hatte der König das Präsentationsrecht. Sollen nun alle diese Rechte ohne weiteres auf den neuen Staat und dessen Träger, etwa das Gesamtministerium oder den Ministerpräsidenten, übergehen? Gerade auf protestantischer Seite wird man dafür Verständnis aufbringen, daß sich die katholische Kirche ihren Verwaltungsapparat freihalten will von den wechselnden Strömungen der jeweiligen politischen Konstellation. Der Sturz der Monarchie und damit die Beseitigung des Summeipolopats hat ja auch die evangelische Kirche in eine ähnliche, wenn nicht noch schwierigere Lage gebracht. Andererseits kann es dem Staatsmann nicht verargt werden, daß er auch Rechte haben will, wenn er bezahlen soll.

Was die sogenannten freiwilligen Leistungen des Staates anbelangt, so kann schon heute gesagt werden, daß die Dotationsen der evangelischen Geistlichen dieselben sein werden wie die der katholischen, wie überhaupt von Anfang an der Grundsatz der Parität nicht aus dem Auge gelassen wurde. Diese konfessionelle Parität begründet ja ohnedies für jede Konfession dieselben Rechtsansprüche gegen den Staat. Also, was der einen Partei recht ist, ist der anderen billig.

Die bisherige gewissenhafte Geheimhaftung des Vertragsentwurfes wird ferner den nicht in Erstaunen setzen, der weiß, daß gerade Verhandlungen mit einer fremden Macht einer besonders strikten Diskretion unterliegen. Ueberdies ist ja die Kirche auch eine morglische Institution. Zur rechtlichen Verpflichtung trat das besondere moralische Schweigegebot.

Wenn somit für den Kenner der Verhältnisse Gründe für eine Beunruhigung nicht vorhanden sind, so ist dennoch auch von diesem Gesichtspunkte aus die Lösung der Konkordatsfrage zu begrüßen. Denn die politische Atmosphäre ist in Bayern ohnedies stark mit Kulturlampenbagillen geschwängert,

und die Ungewißheit über diese auch für die anderen Konfessionen wichtige staatskirchenrechtliche Angelegenheit könnte solchen unliebsamen Tendenzen nur förderlich sein.

„Flucht zu Gott.“

Unter dieser Überschrift veröffentlicht eine Berliner Tageszeitung Briefe aus Russland, deren Inhalt um so mehr Glauben verdient, als er durch das widerwillige Zeugnis eines bolschewistischen Volkskommissars bestätigt wird.

Nach den übereinstimmenden Berichten geht durch das russische Riesenreich seit dem Herbst des vergangenen Jahres eine Woge religiöser Inbrunst, die namentlich die Landbevölkerung erfaßt hat und immer stärker anschwillt.

„Schon zu Beginn des Herbstes“, schreibt ein südrussischer Gutsbesitzer, „waren alle Straßen, die zu den Klöstern führen, von Scharen inbrünster Pilger bevölkert, die auf den altgewohnten Wegen wieder zu den alten, heiligen Stätten wanderten. Die antireligiöse Agitation wurde völlig ignoriert, die Leute hörten die roten Eiseren nur stumm an und gingen ihre Wege. Dieses Verhalten der Pilger hat auf viele bürgerliche Kommunisten einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie ein für allemal erklärten, sie würden nie wieder als antireligiöse Agitatoren auftreten.“ — Ähnlich, wenn auch resignierter mit Bezug auf den religiösen Wert der Bewegung, die ihren Impuls weithin aus abergläubischen Momenten zieht, urteilt ein Bericht aus dem Norden des Reiches: „In der Hütte des Verworfensten brennt die ewige Lampe vor dem Heiligenbild, die Kirchen sind zu jeder Messe überfüllt, die Klöster haben grüchten Zulauf, die Pöpen werden geehrt, wie nie zuvor, nichts beginnt der Bauer ohne Gebet, und unermüdlich schlägt er das Zeichen des Kreuzes. Es ist eine elementare Bewegung, von Neuen getragen, von Angst um das in schrecklichen Jahren möglicherweise verscherzte Seelenheil.“ — In Moskau beobachtet man die Entwicklung mit wachsender Sorge. Neue Verfolgungen der Dorfgeistlichkeit haben eingesetzt, und auch die in diesen Tagen erfolgte erneute Verhaftung des Patriarchen Tichon steht wohl im Zusammenhang mit diesen Dingen.

Amtseinführung des Generalsuperintendenten der Freien Stadt Danzig.

„Staatsgrenzen sind nicht Kirchengrenzen!“

Epd. Unter stärkster Teilnahme der Bevölkerung, in Anwesenheit des Präsidenten und der Mitglieder des Senats wurde am 20. Januar der neuernannte landeskirchliche Generalsuperintendent der Freien Stadt Danzig, D. Dr. Kalweit, durch den geistlichen Vizepräsidenten des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin, D. Dr. Kaftan in der Danziger St. Marienkirche feierlich in sein Amt eingeführt. Vizepräsident Kaftan wies in seiner Ansprache hin auf die Bedeutung der Stunde, daß zum ersten Mal der Vertreter der preußischen Mutterkirche einen Generalsuperintendenten einführen kann in einem Gebiet, das vom alten Staat losgerissen ist: Staatsgrenzen sind nicht Kirchengrenzen! Der neueingeführte Generalsuperintendent gedachte in seiner Predigt dankbar der verständnisvollen Förderung, die die evangelische Kirche in Danzig im Unterschied von anderen abgetrennten Gebieten durch den Staat gefunden habe. Sie wolle mit ihm auch weiter in gegenseitigem Vertrauen zusammenarbeiten, ebenso wie die evangelische Kirche in Danzig einmütig festhalte an dem bisherigen Zusammenhang mit der evangelischen Mutterkirche in Preußen.

„Für den Familiensch.“

Heidlers Heimkehr.
Von Diedrich Speimann.

(Fortsetzung.)

Ganz allmählich legte sich aber die tiefe, friedvolle Wendstille der Heimat auch auf seine Unruhe und schlaferte die Bitterkeit und den Unmut leicht ein. So bringt wohl Mutter

weiche, sanfte Hand des kranken Kindes Harm und Gram zur Ruhe, daß es ihn für eine Weile fast vergibt.

Über den Wäldern von Wrieloh tauchte der Mond auf. Der Einame sah die silberne Scheibe größer und größer werden, und bald war sie zu einer feurigen Kugel geworden, die auf dem Nebelmeere zu schwimmen schien. Da plötzlich sprang er auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Es war die erste wirkliche Willensregung an diesem Tage, den er in schlafsem, dumpfem Grübeln zugebracht hatte. Wenn es in Bierhöfen und auf dem Snarshof still geworden wäre, wollte er sich aufmachen und der alten Heimat einen heimlichen nächtlichen Besuch abstatten. Der verschwiegene Mond sollte ihm noch einmal alle die lieben alten Stätten der Kindheit zeigen.

Vorerst kehrte er in seine Wohnung zurück. Bei dem Abendbrot bekam Frau Treuer eine kleine Anerkennung, die ihr sehr wohl tat. Um neun Uhr hielt die Post wieder vor dem Hause, gegen halb zehn löschte der Hausherr das letzte Licht. Eine Viertelstunde später öffnete Franz Heim leise das Fenster, hob sich vorsichtig hinaus und schlich auf den Zehenspitzen über den Hof und am Häuslingshause vorbei. Dann schritt er wieder durch Wald und Heide auf Wrieloh zu.

Der Mond warf den wandernden Schatten nach rechts in die Heide und ließ ihn bald an einem Buchholder oder einer Föhre emportanzen, bald in einer Sandmulde fast untertauchen. Wie glitzernde Wasserläufe zogen sich die gleichlaufenden weißen Fußpfade auf dem dunklen Grunde dahin, hier und da in einer Bodensenkung sich verbergend. Es machte dem einsamen Wandersmann Freude, tüchtig auszuholen und das gleichmäßige Tempo der eigenen Schritte und das Rauschen der Füße, die auf dem schmalen Wege das Heidekraut streiften, zu hören. Einmal blieb er stehen, um auf die Stille der Nacht zu lauschen. Jemand hörte ein Hund. Irgendwo fliegte ein Nachtvogel. Ganz in der Ferne schlug eine Turmuhr. Es konnte nur die von Wrieloh sein, deren Klang die Flügel der Nacht so weit in die Lände trugen. Dann war es ganz still. So still, wie nur eine Nacht in der Heide sein kann. Der einsame Hörcher hörte das Klopfen seines eigenen Herzens. Das war der einzige Ton in dieser großen Stille.

Als Franz wieder eine Stunde gut ausgeschritten war, schlug die Turmuhr ganz nahe, dicht hinter dem Fuhrengehölz, in das er eben eintreten wollte. Er blieb stehen und zählte jeden Schlag mit. Elf lang nachzitternde Schläge! Es war noch der alte, feierlichste Klang, den die ehrwürdige Turmuhr in die Spiele seiner Kindheit hineingerufen hatte. Ihm war's, als hätte er diesen Ton erst gestern gehört. Nun führte der Weg an der rauschenden Mühle vorbei, deren weiße Sturzwasser im Mondlicht blitzten, über die verwitterte Holzbrücke, unter der die Wasser sich allmählich wieder beruhigten. Heim setzte sich auf das Brückengeländer und schaute sinnenden Auges auf das Dorf, das im weiten Kranze seiner Wiesen friedlich schlummerte, im Nebel, der über dem Flusse lag, wie eingebettet. Die Wasser der Werle sangen ein leises, verträumtes Schlaflied.

„Tuut! die Glode hat jetzt elf geschlagen.“

Das war Hinnerk Blom, der Nachtwächter, der seinen Rundgang machte. Franz Heim erkannte ihn an der scharfen Stimme. Scharf klappten seine Holzschuhe durch die lautlose Stille, und der Lauscher an der Brücke geleitete ihn mit leinen Gedanken durch die eichenüberwölbten Dorfstraßen. Nun stand er am Schulhause und tutete mit besonderem Nachdruck:

Tuut — tuut — tuut!

Die Glode hat jetzt elf geschlagen.

Bewahret Feuer und Licht,

Dah kein Schaden geschieht!

Nun entfernten sich seine Schritte, aber noch immer blieb das grüneumhüllte, ruhige Licht im Fenster des Küsterhauses sichtbar. Was mochte den Alten, der dort häusste, zu so später Stunde, wo das ganze Dorf schlief, noch wach halten?

Nähe an der Kirchhofsmauer, im Grün versteckt und von Weinlaub umrankt, liegt Herrn Bartels traurliches Heim. Daß er seines Amtes schon an die fünfzig Jahre gewaltet und ist darüber ein ehrwürdiger Greis in langem Silberhaar geworden.

Hast die ganze Einwohnerschaft des Dorfes ist durch seine Hände gegangen. Angstvoll der kommenden Dinge harrend, haben fünfzig Jahrgänge kleiner blauäugiger Abschüßen zu ihm ausgeblickt, und wenn sie acht Jahre später kurz vor der Konfirmation von ihm geschieden sind, haben die kleinen Wöl-

chen sich die Neuglein ausweinen wollen, und die Jungen sind weniger als sonst zu Dummköpfen aufgelegt gewesen. Nach Jahr und Tag sind sie ihm paarweise wiedergelommen, und er hat ihnen auf seiner Orgel gespielt: „Jesu, geh voran“. Und wieder nach Jahren haben sie ihm ihre Kinder gebracht, und die haben ihn auch ängstlich angestarrt und ihn dann ebenso lieb gewonnen wie einst Vater und Mutter in ihren jungen Tagen. Aber manch einem hat er auch schon im hohen schwarzen Hut das letzte Geleit gegeben und ihm mit den Singjungen als letzten Gruß ins Grab gesungen: „Jesus, meine Zuversicht“. Seit sieben Jahren ist er Witwer. Da ist's einsam um ihn geworden. Seine Kinder sind längst erwachsen und haben in der Ferne eigene Familien.

Herr Bartels ist einer von den Altmodischen. Morgens pünktlich eine Minute vor sechs Uhr schreitet er über den Kirchhof mit langen, festen Schritten, wirft einen Blick auf das Grab seiner Eheliebsten und zieht, wenn die Turmuhr ausgeschlagen hat, die Betglöde. Mittags um zwölf Uhr, wenn die Schule aus ist, wieder, und wenn er die Feierabendglöde gezogen hat, tritt er an den Kirchhofzaun, lehnt gemütlich drüber hin und wechselt freundliche Reden mit den Leuten, die vom Felde kommen.

Wenn Sonntags der Vers nach der Predigt gesungen wird, übergibt Herr Bartels die Orgel einem jungen Kollegen aus einem der Aufzendorfer, steigt die Empore hinab, geht würdig den Hauptgang entlang und tritt vor den Altar. Dort richtet seine gebeugte Gestalt sich auf, indem er die hohen Leuchter herabnimmt. Wenn er sie dann angezündet hat und mit zitternder Hand wieder an ihren Platz stellt, glänzt sein langes, weißes Haar im Widerschein des Lichtes. Dann sieht die Gemeinde voll Ehrfurcht auf ihren alten Küster, wie er des Dienstes am Heiligtum waltet.

Auch darin ist Herr Bartels ein Altmodischer, daß er ein treuer Hannoveraner ist. Die Bilder Ernst Augusts mit dem grimmen, bärbeißigen Schnauzbart und des blinden Georg mit den stillen, edlen Zügen nehmen über dem alttümlichen Sofa der Wohnstube die Ehrenplätze ein. Freilich, wenn das jüngere Geschlecht mehr an 1870/71 denkt als an 1866 und manch einer von der Soldatenzeit Liebe zum Reich und zum alten Kaiser mitbringt, so regt er sich darüber nicht auf. Ein Verbissener ist Herr Bartels nie gewesen, und in der abgeklärten Ruhe seines Alters ist er davon weiter als je entfernt.

Ein Stedenpferd hat der alte Herr. Das ist die Beschäftigung mit der Vergangenheit und der Eigenart seines Dorfes und Stammes. Schon vor fünfzig Jahren hat er angefangen, bei den ältesten Leuten die alten Sagen und Geschichten, wie sie an Winterabenden auf der Ofenbank zum schmurrenden Spinnrad erzählt werden, zu sammeln. Sauber ins Reine geschrieben, liegen sie in seinem Schreibpult. Veröffentlichung hat der beschiedene Mann niemals gebadet, obgleich seine Pastoren ihm öfters zugeredet haben. Aber wenn er in der Heimatkunde und in der Geschichtsstunde die alten Sagen und Geschichten, die sich an diesen Hof und an jenen Wald knüpfen, erzählt, dann ist selbst der dämmigste Junge ganz Ohr. Die Reihenfolge der preußischen Könige mit ihren Jahreszahlen sitzt freilich nicht so gut, aber der verständige Kreisschulinspектор drückt ein Auge zu. So pflegt Herr Bartels von Geschlecht zu Geschlecht die Liebe zur schlichten Heideheimat, die er selbst so mit ganzem Herzen liebt. — Als zu Anfang des Jahrzehnts das Amerikafieber in der Heide grässigte, hat es in Wrieloh nur ganz wenige ergriffen. Vielleicht kommt das auch mit daher, daß Herr Bartels den Leuten die Heimat zu lieb gemacht hatte.

Ein Festtag ist es jedesmal für den alten Herrn, wenn von der reichhaltigen Kirchenbibliothek in Celle das erwartete dicke Paket mit heimatlicher Literatur ankommt. Dann kann er nicht ins Bett finden. Da macht er's sich recht behaglich in seinem bequemen Armstuhl, raucht einen Pfeifenkopf nach dem andern, blättert hin und her, liest hier ein paar Seiten und betrachtet da einen alten Stich und freut sich auf die schönen Stunden, welche die Bücher ihm für die nächsten Wochen versprechen. Und Hinnerk Blom, der Nachtwächter, wundert sich bei jedem Rundgang, daß beim alten Küster noch Licht ist, und singt vom Schulhause mit besonderem Nachdruck: „Die Glode hat jetzt elf geschlagen!“ — So eben ist's heute, und diesen Ruf hat der Einame an der Werlebrücke gehört.

Aber der Alte, der tief in seinem Armstuhl sitzt, von beiden Tabakswolken umhüllt, hat nicht darauf geachtet. Was er da in der uralten schwinsledernen Lippeburger Chronik gefunden hat, daß er hier die Zeit entdeckt ist. Und wenn jetzt

die alte Wanduhr über dem Sofa aus, um halb zwölf zu schlagen. Da — zugleich mit dem Schläge der Uhr — klopft es ans Fenster. Der alte Herr fährt von seiner Chronik auf, es ist wohl eine Täuschung gewesen. Nein, es klopft schon wieder! Nun geht Herr Bartels mit der Lampe ans Fenster, zieht den Vorhang in die Höhe und öffnet. „Wer da?“ — „Ein alter Bekannter“, antwortet draußen eine Stimme, die ihm bekannt vorkommt, die er aber im Augenblick doch nicht hinzubringen weiß. Er hält die Lampe so, daß ihr Schein dem draußen Stehenden ins Gesicht fällt und schaut scharf in dessen Züge. „Franz Heim, du bist das?“ ruft er erstaunt. „Wo kommst du denn auf einmal her? Ich schließe dir auf, geh vor die Haustür!“

Dort schüttelten sie sich wader die Hände. Dann führte der alte Lehrer seinen nächtlichen Gast an der Hand in die Wohnstube. Indem er die Bücher forträumte — er konnte es nicht unterlassen, die interessante Chronik jenem schnell zu zeigen — sagte er: „Das ist mir noch nie passiert, daß mir so spät noch so lieber Besuch gelommen ist. Ist doch manchmal ganz gut, wenn man nicht so früh in die Federn triecht. Aber warste, du bist gewiß durstig...“ Er stand vor dem jungen Manne und sah ihn mit leinen großen Augen freundlich und väterlich an: „Du darf ich zu meinem alten Franz ja wohl noch sagen, nicht wahr? Das Umlernen fällt alten Leuten schwer.“ Als dieser mit Lebhaftigkeit versicherte, das vertrauliche Du aus dem Munde seines alten Lehrers habe ihn gleich so angenehm berührt, und selbstverständlich müsse es dabei bleiben, meinte er, sein „Fränzchen“ sei doch ganz der alte geblieben, und ging hinaus, um einen guten Tropfen von seinem Obstwein vorrat zu holen. Der andre blickte ihm nach und schüttelte traurig den Kopf.

Nach einigen Minuten kam der Lehrer mit einer Flasche Stachelbeerwein wieder. Aus dem Glasschrank nahm er zwei Gläser, schenkte ein, und sie stiehen an: „Willkommen in der alten Heimat!“ Als sie getrunken hatten, hielt Herr Bartels sein Glas gegen das Licht, schaute mit einem Auge hindurch, freute sich der durchsichtigen Klarheit des selbstgefertigten Weines und meinte behaglich: „Vierjähriger! Aus dem großen Stachelbeerjahr 1883. Ich hatte selbst über die Maßen viel, und Herr Pastor hat mir noch abgegeben, weil er seinen Überfluss durchaus nicht lassen konnte. So ist der Wein mit von den Stachelbeerbüschchen, die du mit deinem Vater gepflanzt hast. Weißt du noch?“

„Ja, ganz genau, als ob es gestern gewesen wäre. — Das war eine schöne Zeit,“ setzte Franz Heim leise hinzu.

Der alte Herr bot seinem Guest eine Zigarette, die jedoch zurückgewiesen wurde. Er selbst steckte die Pfeife wieder an, setzte sich recht behaglich zurück und sagte, nachdem er sie durch einige kräftige Züge in Gang gebracht hatte: „So! Nun muß du aber erzählen. Wie ist es dir denn alle die Jahre ergangen? Ich dachte, du hättest wohl mal von dir hören lassen. — Und wo kommst du so spät her? Du siehst mir etwas bekümmert aus. Oder sollte das davon kommen, daß du vielleicht lange im Mondlicht gewandert bist?“

„Ich bin seit gestern abend in Bierhöfen. Die schöne, stillle Mondnacht lud mich ein, die alte Heimat einmal zu besuchen. Sie, Herr Bartels, haben ja auch gehofft, sie einem so lieb zu machen, daß man sie nie vergessen kann. Und als ich hier ins Dorf komme, sehe ich, daß bei Ihnen noch Licht ist. Da habe ich's gewagt und angeloptzt, um meinem alten Lehrer mal eben die Hand zu geben. Sezen wollte ich mich eigentlich nicht erst. Nun will ich aber auch gleich weiter gehen.“

„Das wäre noch schöner!“ lachte Herr Bartels. „Du glaubst doch wohl selbst nicht, daß ich dich so schnell los lasse. Erzähle, bitte, weiter! Wie ist es dir ergangen?“

Wie es mir ergangen ist? Das ist leicht gesagt: Herzlich schlecht... Ich weiß nicht, wie es mir schlechter hätte gehen können. — Aber Sie wollen Genaueres hören. Es hat ja wohl keinen Zweck, darüber zu reden, aber wenn Sie es heraus wünschen... Sie wissen, daß ich Maler werden wollte. Da hängt ja noch das Bildchen von Ihrer Orgel, das ich als Junge für Sie zeichnete. Meine Eltern würden wohl schwerlich Ihr Jawort zu meiner Berufswahl gegeben haben. Der Vormund, der mir nach ihrem Tode bestellt wurde, ließ mich aber nach langem bitten und Drängen nach München ziehen. Es ging mir da wie so vielen, die daheim für große Lichten galten. Da, wo die vielen kleinen und großen Lichten sich vereinigen, verlor das eigene kleine Licht sehr bald seinen Schein. Ich tauchte vollständig in der breiten Masse der Tuhendkünstler unter. Und es gibt kein elenderes Los auf

Erden, als ein Pfuscher in der Kunst zu sein. So ist es mir ergangen. Ich darf sagen, daß ich mir redlich Mühe gegeben habe. Aber obgleich ich nun schon eine Reihe von Jahren male, habe ich noch nichts zustande gebracht, was mir Hoffnung geben könnte, daß ich je es zu etwas bringen werde. Das wenige, was meine Eltern mir hinterlassen haben, ist beinahe verbraucht. Und ich hatte immer gehofft, wenn dieses auf die Neige ginge, würde meine Kunst mich nähren. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Es ist zum Verzweifeln! — Es ist nicht leicht, wenn ein junger Mensch allein in der Welt steht ohne Vater und Mutter. Es ist aber noch viel schwerer, wenn einer in meinen Jahren, wo es so schwer, ja unmöglich ist, von vorne anzufangen, zu der Einsicht kommt, daß er seinen Beruf verfehlt hat.“

So legte Franz Heim dem väterlichen Freunde offen dar, wie es um ihn stand. Nun schwieg er und blickte tiefbekümmert vor sich hin.

Herr Bartels hatte die Pfeife zur Seite gestellt und blickte voll Teilnahme auf den jungen Freund. Er schwieg. Hier war es nicht leicht, zu trösten und zu raten, und allgemeine Redensarten liebte er nicht. Endlich brach er das Schweigen und fragte: „Was hast du denn gemacht?“

Zuletzt habe ich mich an einem Stoff aus der griechischen Mythologie versucht. Aber die strengen Herren Kritiker sagten, man vermittele bei dem Künstler die schaffende Phantasie. Die Auffassung sei zu kleibürgerlich, zu hausbacken. Überall gude der steife norddeutsche Philister heraus.“

Wieder entstand eine längere Stille. Dann wiegti der alte Lehrer bedächtig das Haupt und sagte langsam und mit Nachdruck: „Ich glaube, Franz, deine Beurteiler haben recht, und ich fürchte, sie werden immer recht behalten, wenn du dich an solche großen Dinge wagst. Soweit ich dich kenne, meine ich — nimm es mir nicht übel, wenn ich dir das ganz offen sage —, du bist solchen Stoffen nicht gewachsen. Sieh, Franz, du bist ein Kind der Heide. Die Heide aber ist schlicht, ernst, einfach. So sind wir Heidjer meist auch. Eine gewisse Schlichtheit und Einfachheit, ich kann dafür auch sagen: Phantasiearmut, ist unser mütterliches Erbteil. Uns Niedersachsen fehlt der leichte, freie Schwung der Phantasie. Wir sind steif, schwerfällig, diablitig. Darum hat ja auch unser Land dem weiteren Vaterlande kaum einen größeren Dichter geschenkt. Wir haben wohl unsre heimischen Dichter, die uns erfreuen, indem sie unsre Eigenart pflegen und in unserm gemütlichen Platt zu uns sprechen, aber über die Grenzen unsrer niedersächsischen Gaue ist ihr Name selten hinausgedrungen. Und nun hast du, der Junge aus der Heide, dich an die griechischen Sagen gemacht, die auf einem ganz andern Boden und unter einem ganz andern Himmel gewachsen sind. Das könnte ja nichts geben. Du lebstest nicht darin und konntest dich mit deer angeborenen Schwerfälligkeit unsers Stammes auch nicht so hineinleben, wie der Künstler es doch wohl muß, wenn aus seiner Arbeit etwas Tüchtiges werden soll.“

Wer gibt es denn sonst nichts zu malen als griechische Helden und Götter und leuchtenden südlischen Himmel und majestätische Berge? Gibt es denn hier bei uns zulande nichts, gar nichts? Ich glaube, ihr Maler habt das bloß noch nicht entdeckt. Es zog euch die alte Gewohnheit in den farbenprächtigen Süden, und für unsren schlichten, feuschen Norden hattet ihr kein Auge.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

Die Fuldaer Bischofskonferenz hat den Katholiken unter Androhung der Sacramentsverweigerung verboten, den Freien Gewerkschaften als Mitglieder anzugehören.

Das Thüringische Volksbildungministerium hat an alle Schulämter eine Verfügung ergehen lassen, bei der Kirmesfeier die Gefühle der Bevölkerung zu schonen und auf örtliche Wünsche den Schulunterricht auszusehen. Dasselbe Ministerium hatte ohne Rücksicht auf die Gefühle der Bevölkerung die Schulbefreiung am Bußtag und Reformationstag verboten.

Seit der Buße des Patriarchen Tichon, die aber vielfach als nicht aufrichtig angesehen wird, stehen alle griechisch-orthodoxen Kirchen Russlands auf dem Boden der bestehenden Ordnung.

Die Sowjetregierung hat die Kirchenfeste wieder auf ihr altes Datum versetzt, sodah sie nach Annahme des gregorio-

nischen Kalenders jetzt mit dem Westen am gleichen Feiertage gefeiert werden.

Das russische Gesetz über die Religiösen Gesellschaften stellt die Teilnahme von Jugendlichen unter 18 Jahren am Gottesdienst und religiösen Unterricht unter schwere Strafe. Orthodoxe Priester und evangelische Pastoren müssen zur Ausübung ihres Amtes eine Handwerkersteuer bezahlen; die Miete für die vom Staate enteigneten gottesdienstlichen Räume ist auf das Dreifache der sonst üblichen Gebühren angestiegt. —

Metropolit Jevdofim, Vorsitzender des sowjetfreundlichen Synods, spricht in einem Briefe an Kalinin das Beileid der Kirche zum Tode Lenins aus: Möge sein Grab eine Million Lenins gebären. Ewiges Andenken der vielgeprüften guten, christlich empfindenden Seele. —

Am Totensonntag wurde in Deutschland zum ersten Male eine Predigt (Pfarrer Sielert von der Melanchthonkirche in Berlin) durch Rundfunksender der Reichstelegraphenverwaltung auf drahtlos-telephonischem Wege verbreitet.

Der Papst hat durch Ernennung des Bischofs von Riga Anton Springowitsch zum Erzbischof das Erzbistum Riga erneuert, das bis zur Auflösung des Deutschritterordens bestand. Der Raub der lutherischen Jakobikirche, die dem Erzbischof als Kathedralkirche dienen wird, ist damit abgeschlossen. —

Die evangelischen Polen in allen fünf evangelischen Kirchen Polens haben sich unter Führung Warschau zu einem Bunde zusammengeschlossen. —

In Polen sind sämtliche Schulen mit weniger als 40 Kindern aufgelöst, auch die für die evangelischen Kinder in den weitstreuten Landgemeinden eingerichteten Sammelschulen, obgleich diese zum Teil erheblich größere Schülerzahlen aufwiesen. Tausende von evangelischen Kindern sind dadurch gezwungen, katholische polnische Schulen zu besuchen. —

Der thüringische Kultusminister hat 7 Kinder evangelischer Eltern in Gera, die am Reformationsfest und Bußtag wegen Gottesdienstbesuchs die Schule versäumten, mit Schulverweisung bestraft.

Das vatikanische Organ *l'Osservatore Romano* schreibt über Savonarola: Die Gestalt dessen, der ihn verurteilte, stöhnt ab durch ihre erschreckende Unsitlichkeit, während Savonarola mit einer großen inneren Heiterkeit in den Tod ging. Man spricht schon von einer möglichen Heiligsprechung Savonarolas — eine Parallele zur Jeanne d'Arc.

Papst Pius XI. wird demnächst auf drahtlosem Wege Messen lesen und auf drahtlosem Wege seinen katholischen Gläubigen den Segen geben. Er hat seine Zustimmung zur Errichtung einer Sendestation im Vatikan gegeben. —

Laut *Daily Express* steht die Einigung des Papstes mit dem Staat Italien bevor. Der vatikanische Hügel wird ganz dem Papst zurückgegeben, für das Kardinalskollegium von Italien ein Palast errichtet. Der Völkerbund verbürgt die Unabhängigkeit des Papstes. —

Der Verfassungsausschuss des Preußischen Landtages hat das Staatsgesetz über die Kirchenverfassung der evangelischen Landeskirchen mit 17 Stimmen der bürgerlichen Parteien im wesentlichen nach der Regierungsvorlage angenommen. Die Sozialdemokraten enthielten sich der Stimmen, die Kommunisten waren abwesend. —

Die polnischen evangelischen Gemeinden der Tschechei im alten österreichischen Oberschlesien haben sich zu einer selbständigen evangelischen Kirche vereinigt. —

Die Catholic Evidenco Guild, die durch Straßenpredigt das protestantische England katholisch machen will, besitzt jetzt 102 geschulte Wanderprediger, von denen 80 ununterbrochen in Tätigkeit sind. —

Durch Errichtung einer apostolischen Präfektur ist der Katholizismus in Island, der bisher dem Bischof von Kopenhagen unterstand, selbständig geworden. —

Der Erzbischof von Liverpool hat durch einen Hirtenbrief keinem Klerus, der bisher Mischehen gegenüber eine schwierige Haltung einnahm, zur Nachahmung des Beispiels der holländischen Bischöfe verpflichtet, die gemischte Ehen, auch unter Beachtung der vorgeschriebenen katholischen Bedingungen nicht mehr dulden wollen. —

Liebesgaben

Für Notleidende in Deutschland werden von den Konfirmanden in Carijos gegeben:

Ella Hoffmann, Mathilde Regule je 2 \$; Richard Gebhardt, Adolf Henkels, Willi Blaß, Clara Köhler, Adele Döll, Ge-

lene Sievers, Elsa Zillse je 1 \$; Else Theilader 0\$800; Hermann Töring, Reinhold Duwe, Leopold Naumann, Arthur Pfützenreiter je 0\$500; Emil Schubert, Adele Krüger je 0\$400; Alfred Kopsch, Heinrich Manske, Selma Prochnow je 0\$200; zusammen 15\$200.

Herzlichen Dank.

Pfarrer Höhlfeld.

Kirchenhachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 1. Juni, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in der Velha (P. Ossas).

Pfingstsonntag, 8. Juni, 4 Uhr nachm., Gottesd. in Blumenau (P. Goosmann).

Sonntag, 15. Juni, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Gaspar (P. Goosmann).

Sonntag, 29. Juni, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Itoupava-Norte (P. Ossas).

Sonntag, 29. Juni, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau (P. Goosmann).

Bereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Pfingstsonntag, 8. Juni, vorm., Gottesd. in Itoupava; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Pfingstmontag, 9. Juni, Gottesd. in Untere Maßaranduba.

Sonntag, 15. Juni, Gottesd. im 13. Mai.

Sonntag, 22. Juni, Gottesd. in Jacu-Ussú.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Ossas.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 1. Juni, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Testo Central.

Pfingstsonntag, 8. Juni, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Badenfurt.

Pfingstmontag, 9. Juni, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Sonntag, 22. Juni, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Itoupava-zinha.

Sonntag, 6. Juli, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Badenfurt.

Pfarrer Goosmann.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 1. Juni, Gottesd. und heil. Abendm. in Benjamin Constant.

Pfingstsonntag, 8. Juni, Gottesd. in Pommerode

Pfingstmontag, 9. Juni, Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 15. Juni, Gottesd. in Ribeirão Grande.

Sonntag, 22. Juni, Gottesd. und heil. Abendm. in Testo Central.

Sonntag, 29. Juni, Gottesd. und heil. Abendmahl in Obere Rega.

Die Gottesdienste beginnen um 1½10 Uhr.

Pfarrer Langbein.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Pfingstsonntag, 8. Juni, Gottesd. in Timbo; danach Kinder-gottesd.

Pfingstmontag, 9. Juni, Gottesd. in Benedetto Novo.

Sonntag, 15. Juni, Gottesd. in Carijos.

Die Gottesdienste beginnen um 1½10 Uhr vorm.

Pfarrer Höhlfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 1. Juni, 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil.

Abendm. in Hammonia.

Pfingstsonntag, 8. Juni, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Neu-Bremen.

Pfingstmontag, 9. Juni, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Breslau; 3½ Uhr nachm., Gottesd. in Ob. Rafael.

Sonntag, 15. Juni, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Canellabach.

Montag, 16. Juni, 8 Uhr abends, Gottesd. in Sandbach.

Tuesday, 17. Juni, 8 Uhr abends, Gottesd. in Sellin.

Sonntag, 22. Juni, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Unt. Rafael (1½9 Uhr vorm., Anmeldung der Konfirmanden); 3 Uhr nachm., Gottesd. in Neu-Breslau (4½3 Uhr nachm., Anmeldung der Konfirmanden).

Pfarrer Grün.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 1. Juni, Gottesdienst in Itajahy.

Pfarrer Metz.